

# Die Kette

Nr. 51

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1905

## Potts und ihre Hühner.

(Schluß.)

Pott begnügte sich für seinen Teil bei der Hühnerzucht, mit den stillen Beobachtungen am Gitter. Er hatte seinen Spaß an der Gefräßigkeit der Tiere und an dem ewigen Kraxen und Scharren und Picken. Er studierte die verschiedenen Temperamente und Charaktere. Die alte Dame, der er den unschönen Namen „Büchsenhuhn“ gegeben hatte, war das Phlegma selber, wenn man ihrem Alter auch schon eine gewisse Ruhe und Würde zugute halten mußte. Wenn Potts sie im Anfang für jung gehalten hatten, so war es nicht ihre Schuld; sie hatte nie Klüften der Jugend zur Schau getragen, aus ihrem Alter kein Hehl gemacht. Ganz anders war Johanna, die schwarze, gedrungene mit dem Pott. Sie war flink und etwas frech, betrug sich wie ein vorlauter Backfisch. Aber man konnte ihr nicht böse sein, es stand ihr gut. Vor allem war sie tapfer und hielt die große graue noch immer in Furcht und Gehorsam. So betrug sich jedes Huhn anders und gab Pott Stoff zu allerlei psychologischen Betrachtungen. Ueber den Hahn ärgerte er sich. Er war ihm schon nicht mehr problematisch. Er hatte ihn durchschaut. Er war nichts weiter als eine plebejische Natur ohne jede Ritterlichkeit, eine häßliche Seele in einem häßlichen Körper. Er war gefräßig und mißgünstig und sorgte zuerst für sich. Ein ordentlicher Hahn aber ist der Versorger der Seinen.

„Du, Dele, der Hahn ist ein ganz gemeiner Kerl,“ sagte Pott entrüstet. „Mit dem sind wir angeführt.“

„Ich fürchte, wir sind überhaupt angeführt,“ sagte Frau Pott. „Nun haben wir die Hühner schon vierzehn Tage und immer noch kein Ei.“

Eine komische Geschichte von Gustav Falke.

„Wird schon kommen,“ sagte Pott. „Sie müssen sich erst akklimatisieren.“

Eines Morgens kam Minna aufgeregt aus dem Hühnerstall.

„Ich weiß nicht, Frau Pott, die gelbe, die kommt mich so komisch vor. Die kneift die Augen immer so.“

Frau Pott stürzte in den Stall.

„Pott,“ sagte sie klagend zu ihrem Mann, „die Hühner sind krank.“

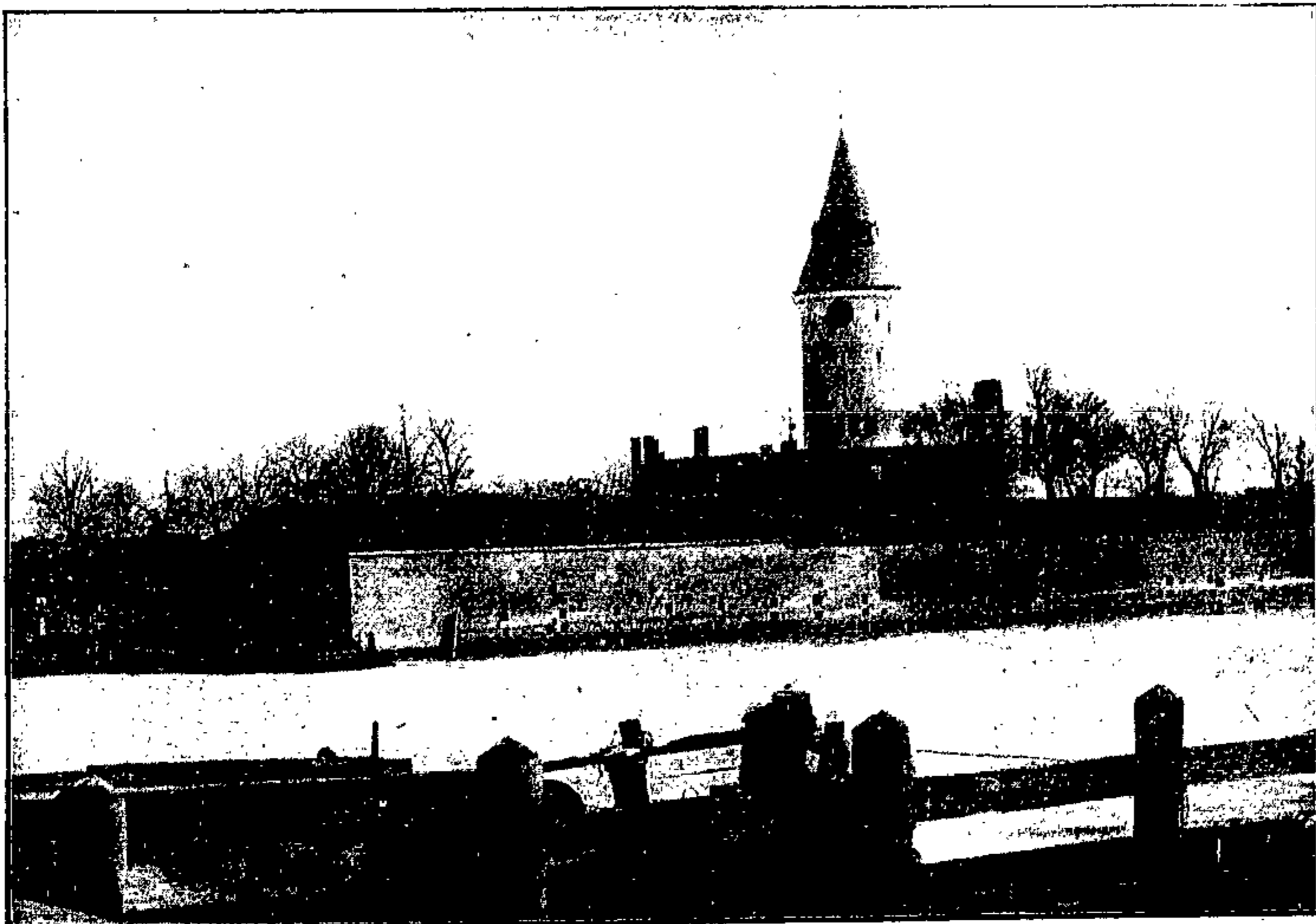
Pott war ganz Mitgefühl.

Er holte selbst die „Kurzgefäße“ herbei. Da waren nicht weniger als zweiundzwanzig Hühnerkrankheiten beschrieben. Und gar tröstlich begann das Kapitel: „Auch bei der Hühnerzucht lassen sich Krankheiten leichter verhüten als heilen. Man trenne die kränkenden Tiere sofort von den gefunden. Handelt es sich nicht um besonders wertvolle Rasse-tiere, so töte man sie lieber, um noch das Fleisch zu retten.“

Einen Augenblick schwankte Frau Pott und war für die Rettung des Fleisches, aber dann sagte sie bestimmt: „Erst will ich mal sehen, ob ich sie nicht durchkriege.“

Pott konnte sich so schnell keine Meinung bilden. Teils weil der Fall wirklich sehr schwierig, teils weil er den Hühnern gegenüber schon etwas apathisch geworden war. Ihm fehlte die große, energische Seele seiner Frau, die nicht losließ, was sie einmal umklammert hatte, die lieber neben der Leiche des letzten Huhns verblutete, als ruhmlos das Feld

räumte. Freilich darf man, um Pott Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, nicht vergessen, daß er durch harte Prüfungen gegangen war, bevor seine sittliche Kraft in diesem Punkte erlahmte. Wir wollen keinen Stein auf ihn werfen. Wenn er des Morgens erwachte, galt Frau Adelsens erstes Wort den Hühnern. Früher hatte es Pott gegolten. Setzte sich Pott an den Frühstückstisch, klagte Frau Adele, daß ihr Frühstücksei noch immer von fremden Hühnern gelegt werden mußte. Die mittägliche Würze der Unterhaltung waren die Hühner. Und so ging es durch den Tag. Und



Festung Weichselmünde.

„Die ist krank, Minna! Die ist entschieden krank! Wenn das man nicht ansteckend ist.“

Minna mußte jedes Huhn greifen, und jedes wurde einer eingehenden Besichtigung unterworfen.

„Wenn sie man nicht alle krank sind, Minna.“

„Nein, Frau Pott. Die anderen sind gesund,“ sagte Minna. „Allens noch rote Rämme. Rote Rämme ist 'n Zeichen von Gesundheit.“

Frau Pott warf einen prüfenden Blick auf das kranke Huhn. Ja, dessen Ramm war wirklich etwas blässer. Minna fand es zwar nicht, aber Frau Potts Auge war da schärfer.

rang sich nach dem Gutenachtkuß noch ein leßtes Wort dumpf und klagen aus Frau Abelens Riffen, so galt es den Hühnern. Und war Pott entschlämmert, öffnete sich seltsame, nie gesehene Hühnerställe und ließen ihre Bewohner durch seine Träume gackeln. Also werfen wir keinen Stein auf Pott.

In Frau Abele aber lernen wir jetzt immer mehr eine wahrhaft heldische Seele verehren. Nachdem sie sich noch einmal gründlich in das Kapitel über die Krankheiten der Hühner im allgemeinen und ihrer Augenkrankheiten im besonderen vertieft hatte, schien es ihr nicht unmöglich, daß ihre Pfleglinge alle Krankheiten auf einmal hatten. Nach diesem Resultat ihrer Studien nahm sie energisch das kränkste Huhn auf den Arm, hieß Minna ein gleiches mit einem anderen tun und ging von Haus zu Haus zu allen Nachbarn, die Hühner hielten. „Entschuldigen Sie, mein Name ist Frau Pott. Können Sie mir vielleicht sagen, ob dieses Huhn die Cholera hat?“

Auf diese Weise stellte Frau Pott fest, daß ihre Hühner keine Cholera hätten, sondern einen Schnupfen, der durchaus nicht gefährlich, aber ein untrügliches Zeichen von beginnender Diphtheritis wäre. Die Polizei würde wohl ihren Stall schließen lassen, der Ansteckung wegen. Sollte es aber nur Bronchialkatarrh sein, so hülfte Inhalieren von Terpentinämpfen ganz vorzüglich. Bei Verdauungsstörungen gebe man gern Rizinusöl, und Kalkbeine wären leicht zu heilen.

Als Frau Pott mit Minna wieder nach Hause kam, entschied sie sich kurz entschlossen für Bronchialkatarrh. Die Hühner sollten inhalieren.

Wenn bei Epidemien die einfachsten sanitären Schutzmaßregeln verabsäumt werden, können ganze Ortschaften aussterben, ja ein ganzes Volk kann in seiner wirtschaftlichen Entwicklung gehemmt werden. Absonderung der Kranken ist die erste Pflicht. Da hat sich das Baradensystem ausgezeichnet bewährt. Aber bei Potts fehlte es hierzu an Platz. Wohin da mit den Kranken? In den Keller! Potts hatten Zentralheizung. Der Keller war warm, ein nahezu ideales Krankenhaus. Da hinein wurden die Kranken gesetzt; es waren mittlerweile fünf geworden, die mit tränenden oder ganz geschlossenen Augen und mit aufgeplustertem Gefieder still auf einem Platz hockten.

Minna mußte den Stall mit Kalkmilch desinfizieren, und die gesunden Hühner wurden so lange in einen gewissen Raum gesperrt, der sonst in einem Hühnerleben keine Rolle zu spielen pflegt.

Pott machte eine mißliebige Bemerkung, aber Frau Pott beschämte ihn. „Opfer müssen wir alle bringen“, sagte sie. „Uebrigens ist es nur auf höchstens zwei Stunden.“

„In zwei Stunden kann sich manches ereignen“, dachte Pott. Aber er schwieg.

Von zwölf Hühnern waren drei tot und fünf krank. De mortuis nil nisi bene. (Ueber Tote soll man nur Gutes sagen.) War auch das eine der verstorbenen gefräßig und feige gewesen, so wußte man doch nicht, ob nicht erbliche Belastung an dieser unerfreulichen Trübung seines Charakters schuld trug. Nichten wir nicht! Alle drei wurden, sowie sie gestorben waren, sofort beerdigt. Keines nahm den Umweg durch Frau Potts Suppentopf. Im Leben Märtyrer, im Tode Auserwählte, schloßen sie den Schlaf des gerechten Huhnes im Schatten der Pottschen Gartenpflanze.

Um die Kranken war Frau Pott mit rührender Sorge bemüht. Eines bekam Rizinus, einem anderen wurden die Augen täglich mit Kamillen gewaschen, ein drittes wurde mit Höllenstein gebetzt und zwei inhalierten; eng aneinander geschmiegt saßen sie unter Frau Potts altem Umschlagetuch und atmeten geduldig die aufsteigenden Terpentinämpfe.

Daß unter so ausgebreiteter klinischer Tätigkeit die hausfraulichen Obliegenheiten nicht mehr

litten, als es der Fall war, nimmt einen weniger an Betriebsamkeit gewöhnten Menschen Wunder. Denn was sagte es viel, wenn Pott einmal eine halbe Stunde auf den Kaffee warten mußte, die Kartoffeln mal ohne Salz auf den Tisch kamen oder ein abgerissener Knopf nicht gleich in der ersten Woche wieder befestigt wurde. Das Heil, das den Hühnern widerfuhr, warf einen flüchtigen Schatten auf Potts Lebensweg, das soll nicht geleugnet werden, und wer Jahre lang im Alleinbesitz einer Liebe war, fühlt es gewiß, wenn er sie spät noch mit anderen teilen soll. Aber den Ausschlag gibt doch, wer sind diese anderen? Sind sie es wert, daß wir ihnen Opfer bringen, daß wir ihre Wege leiden? Und da hätte Pott erkennen sollen, daß es mit der Anschaffung einer „Kurzgefaßten Anleitung“, mit platonischer Kaffeeschwärmerie und psychologischen Studien allein nicht getan ist, sondern daß ein Betrieb von so eminent wirtschaftlicher Bedeutung wie die Hühnerzucht noch ein mehreres erfordert. Und hier ließ es Pott an der nötigen Einsicht fehlen. Von diesem Vorwurf können wir ihn nicht freisprechen. Pott wurde mißvergnügt. Sein reiner Blick für die Dinge und Personen dieser Welt trübte sich, er wurde kleinlich und ungerecht. Er warf Frau Pott vor, daß die Kartoffeln nicht gefalzen seien, schalt mit Minna, wenn seine Stiefel nicht gepuht waren, und glaubte ein Recht zum Unwillen zu haben, wenn die Lampe ungefüllt auf seinem Schreibtisch stand.

„Wie schön ist doch ein helles Licht,  
Die Lampe brennt mal wieder nicht.“

reimte er dann so aus dem Stegreif mit anzüglicher Betonung.

„Kartoffeln ist man ohne Salz,  
Beim Ei bekommt man's allenfalls.“

„Gar herrlich ist die Hühnerzucht,  
Wenn man sie erst mal recht versucht.“

„O, welche Lust, ein Huhn zu sein,  
Selbst Rizinus bekommt es ein.“

Solche Anzüglichkeiten überhörte Frau Pott entweder, oder sie war groß genug, darüber zu lachen. Als aber Pott sich so weit vergaß, ihr in Prosa Wortwürfe zu machen, er fühle sich zurückgesetzt, der ganze Hausstand ginge noch über die verdamnten Hühner zum — „Deubel“, da schrie die getränkte Gattin und Hausfrau in ihr auf.

„Pott!“ rief sie.

„Pott ist leicht gesagt,“ höhnte er, „aber deswegen bleibt's doch wahr!“

„Pott, Du versündigst Dich,“ sagte Frau Abele kalt und ging in die Klinik.

Das war an einem Sonntagmorgen. Als Potts mittags vor ihrem Braten saßen und sich vor diesem, wie gewöhnlich, die Spannung der Woche in eine weichere, feiertägliche Stimmung löste, wurde plötzlich die Tür aufgerissen, und Minna stürzte in höchster Aufregung ins Zimmer.

„Ein Ei! Ein Ei!“ rief sie.

„Ein Ei?“

Frau Pott wurde blaß vor Erregung. Sie erhob sich, schwankte auf Minna zu mit weit aufgerissenen Augen und offenem Munde, als wolle sie das Ei sofort verschlingen.

„Ein Ei? Wo? Wo ist es?“

Ihre Augen irrten in fiebernder Hast an Minna hinab und hinauf. Aber Minna hatte das Ei nicht bei sich.

„Ich hab' es noch liegen gelassen. Sie sollten es sich selbst holen,“ sagte die gute, treue Seele.

„Was macht mich das für'n Spaß,“ sezte sie glücklich hinzu. „Ich glaub', die alte weiße ist es gewesen.“

„Die alte?“ fragte Frau Pott.

„Das Büchsenhuhn?“ jubelte Pott, der die ganze Größe der Situation sofort erfaßt hatte.

Wenn man im hohen Alter noch ein Ei legt, darf man schon etwas lauter gackeln. Die alte Henne tat es nicht. Sie dachte wahrscheinlich:

Wozu noch? War das nötig? Du bist alt. Das hätte dir erspart bleiben sollen.

Ach, sie konnte nicht ahnen, was für ein Ei sie gelegt hatte, konnte nicht ahnen, daß sie, das Büchsenhuhn, die Mutter des jungen Frieden war, der, ihrem Ei entschlüpfend, dem schwergeprüften Pottschen Ehepaar seinen erquicklichen Segen brachte.

Aneinandergeschmiegt, Minna als dritte im Bunde, standen Potts im Hühnerstall und sahen gerührt auf das Ei.

„Ein Ei, Pott!“ sagte Frau Abele weich.

„Und was für'n großes!“ rief Minna.

Pott sagte nichts. Er war zu bewegt. Er empfand instinktiv, daß dieses Ei einen Wendepunkt in ihrem Dasein bedeutete, eine Epoche in der Hühnerzucht, deren wirtschaftliche Bedeutung wieder in ihrer ganzen Größe vor ihm aufstieg. Und als Frau Pott nun gar mit einem zärtlichen Blick auf das Ei sagte: „Das sollst Du heut Abend haben, Pott,“ da drückte er sie wortlos an sich und küßte sie. —

## Festungshaft.

Von E. Haeger.

„In der Strafsache gegen Sie, werden Sie geladen, Sich zum Auftritt vor dem durch vollstreckbares Urteil der Strafkammer des Königl. Landgerichts gegen Sie erkannten Festungshaft von 2 Monaten sofort in der Festungstübengefangenenanstalt zu Weichselmünde bei Danzig zu melden, widrigenfalls gegen Sie ein Vorführungs- oder Haftbefehl, nach Lage der Sache auch ein Steckbrief erlassen werden wird.“

Die Aufnahme in das Gefängnis findet nur morgens von 7 Uhr ab, an Werktagen bis abends 6 Uhr, an Sonn- und Feiertagen bis mittags 12 Uhr statt.

Diese Ladung ist mitzubringen und vorzuzeigen.“

Berlin, den . . . 189.

Königl. Staatsanwaltschaft.

Auf den Empfang dieses an mich gerichteten, mit schwarzem Umstempel verschlossenen Schriftstücks war ich nicht ganz unvorbereitet. Ich wußte, was ich als guter Staatsbürger zu tun hatte: Ich packte schleunigst meine notdürftigsten Habseligkeiten in den Koffer, löste mir eine Fahr- und Platzkarte Berlin-Danzig, bestieg den nach Osten gehenden Nachtschnellzug und landete morgens früh in dem mir nicht ganz unbekanntem „nordischen Benedig“, wie die auf ihre Vaterstadt unerschauer stolzen Danziger ihren Heimatsort zu benennen pflegen. Dort besuchte ich einigte Bekannte, die bei Kennung meines Ziels erstaunte Gesichter machten, nahm bei ihnen die Hentersmahlzeit in der preussischen Freiheit und fuhr mittags 12 Uhr von der Langenbrücke mit dem Dampfer „Lach“ feewärts.

Malerisch breitete sich die alte Stadt mit ihren alten Toren und Türmen am Ufer aus; allmählich versank sie. Der mächtige Turm der imposanten Marienkirche stieg, alles überragend, hervor, die Wasserfläche verbreiterte sich, bis nach gut halbstündiger Fahrt ein runder Turm erschien, das Wahrzeichen der Festung Weichselmünde, dahinter das Fischerdorf gleichen Namens. Von der Anlegestelle führt ein nur kurzer Weg landeinwärts. Dann empfängt uns der typische Festungsbau mit Gräben, Mauern, Brücken, noch ein breiter Wasserstreifen, ein düsteres Tor und — preussische Freiheit ade! —

Am Ausgang des auf den Festungshof mündenden Tores empfängt mich ein mit geschultertem Gewehr stehender Posten, der mich in die Wachstube weist, von wo ich von einer Ordonnanz zu dem dort ständig wohnenden Feldwebel geführt wurde. Nach gegenseitiger Vorstellung wird mir mein künftiges Domizil, Zelle 6, die von dem bis

herigen Einwohner gerade verlassen war, angewiesen.

Ich stehe jetzt unter militärischer Disziplin und alle nun ausgeführten Vergehen — zu solchen kann man auch Zeit in einer solchen „Staatspension“ finden — unterliegen fortan der Ahndung durch Militärgerichte. Zur näheren Information, an welchem Orte man sich eigentlich befindet und was man nicht tun darf, dient eine Instruktion, die man sofort zum gefälligen Studium eingehändigt erhält und aus der einige Stellen hier angeführt sein mögen.

So heißt es in einem Paragraphen: „Die Strafe der Festungshaft wird in besonders hierzu eingerichteten Räumen einer Festung vollstreckt, welche die Bezeichnung Festungstuben = Gefangenenanstalt führen; die in diesen Anstalten aufgenommenen Gefangene werden Festungstuben-Gefangene genannt.“ Daß es auch Leute gibt, die ihren weltlichen Gelüsten weiter frönen, jedoch hier gezwungen werden, solchen zu entsagen, scheint aus einem weiteren Passus der Instruktion hervorzugehen, in dem es u. a. heißt: „Doch kann der unmäßige Genuß von geistigen Getränken nicht gestattet werden; ebenso ist hohes Kartenspiel sowie jedes Hazardspiel untersagt.“ Daß es andererseits Naturen gibt, die hier in aller Weltabgeschlossenheit ihren Kummer vergessen wollen, läßt sich aus einem anderen Passus der Instruktion erkennen, der da lautet: „Das Sich-Einriegeln vor 9 Uhr abends ist nicht gestattet.“ Immerhin kann man in Ruhe und mit Ruhe seinen Gedanken nachhängen und sich zu einem besseren Leben dort draußen vorbereiten, wieder nach einem anderen Paragraphen darf „die Beschäftigung keine lärmende sein; es dürfen keine Instrumente gespielt werden. Das Halten von Haustieren ist verboten.“ Besuche während der Freistunden sind gestattet, doch nicht solche „von Damen ohne in Begleitung von Herren.“

Der Neuankömmling wird, bald nach seinem Einzug, von dem Vorstand, einem Leutnant, begrüßt; es wird ihm bei dieser Gelegenheit eröffnet, daß er gewöhnlich alle zehn Tage um einen fünfständigen Urlaub nach Danzig eintommen könne, sobald triftige Gründe dieses notwendig erscheinen lassen. Diese Urlaubserteilung fand jedoch auf zwei Inhaftierte, darunter auch auf mich, den der § 95 des Strafgesetzbuches nach Weichselmünde gebracht hatte, keine Anwendung, was uns, soweit mir erinnerlich, auch mitgeteilt wurde. Urlaub zum Kirchenbesuch muß jedoch erteilt werden, aber für uns beide auch nur in Begleitung des Feldwebels.

Die einzelnen Zimmer des Festungsgebäudes sind zwar nicht luxuriös eingerichtet, enthalten aber alle notwendigen Utensilien, wie sie in Unteroffizier- und Feldwebelstuben immer vorhanden sind. In jedem Zimmer befinden sich nach einem darin hängenden Inventarverzeichnis: Bettstelle von Eisen mit Zubehör, Kohlentasten, Schippe, Rouleaux, Kommode, Tisch, Spind, Lampe, Nachtgeschirr, Spucknapf, Spiegel, 2 Stühle, 2 Gläser, Waschtisch mit Waschbecken, Wasserkrug, Nachstuhl von Holz (außerhalb des Zimmers). Die Menge des gelieferten und zu bezahlenden Heizmaterials und der Beleuchtung richtet sich je nach der Jahreszeit; zu bemerken ist hierbei, daß auf jede Lampe täglich 100 Gramm Petroleum gehören, erst der Mehrverbrauch wird aus der Kantine auf Privatrechnung geliefert. Die Kommandantur stellt monatliche Rechnung für Heizung und Beleuchtung aus, die in den Wintermonaten 6 bis 7-Mark betragen. Matratze und Kissen des Bettes hatten Rohhaarfüllung, was empfindlichen Leuten die ersten Nächte Unbehagen und unbequemes Liegen verursacht; zwei überzogene Decken vervollständigen die Ruhestatt. Schlafen durfte man ganz nach Belieben, jedoch nicht länger als bis 11 Uhr vormittags, um diese Zeit pflegten nämlich des Hauses „rüstige Schaff-

nerinnen“ anzutreten, die mit den Langschläfern nicht besondere Umstände machten.

Mit den anderen Inhaftierten, deren Zahl sich etwa auf 10—12 belief, wird man rasch bekannt, da man sich während der Freizeit gemeinsam auf den Wällen ergeht und zusammen speist. Diese Freizeit wird nach freiwilliger Uebereinkunft, unter Genehmigung des auf der Festung selbst stationierten militärischen Vorstandes, eines Oberleutnants, normiert. Sie betrug in den Wintermonate vier, vom 1. März an fünf Stunden täglich, die auf den Vor- und Nachmittag verteilt wurden, und zwar so, daß 1 Stunde auf das in der Kantine abgehaltene, gemeinsam eingenommene Mittagmahl entfiel.

Während der ganzen übrigen Zeit haben sich die Inhaftierten in ihrer Zelle, die ab und zu auf Anwesenheit des jeweiligen Bewohners inspiziert wird, aufzuhalten, wo sie sich je nach Fähigkeit und Belieben vergnügen und beschäftigen können. Eine kleine, sehr harmlose Bibliothek des Kantineninhabers ist bald ausgelesen. Nun malt der eine Bilder, ähnlich wie Friß Reuter sie auch in seiner Festungstid verbrochen, der andere hat sein Zimmer in eine Modellierwerkstatt umgewandelt, wo er, selbst in weißem Kittel, in dem zum ewigen Jammer der dienstbaren Geister total weiß bestäubten Raum an einer angeblich eine Maid darstellende Statue herumhantiert. Es kann sich also jeder nach seinen Fähigkeiten und Liebhabereien beschäftigen und sich darin ausleben. Aber auch kindliche Kurzweil muß die Zeit vertreiben; man spielt Reifen auf dem Hofe oder ein besonders geschickter Kumpan wirft aus dem Fenster seiner Stube einen Ball herunter, der den Kopf des Untenstehenden, der ihn vorstrecken muß, treffen soll usw.

Es würde zu weit führen, die Typen der häufig wechselnden Festungsbriider näher zu schildern. Schlächtermesser, Inspektoren, Studenten, ehemalige Akademiker und ähnliches Volk bildeten den Grundstock des lebenden Inventars in dieser auch zur Winterszeit frequentierten „Sommerfrische“. Im allgemeinen verträgt man sich ganz gut, wenn auch zuweilen durch einzelne störrische Elemente der Zusammenhalt gestört werden kann. An äußeren Abwechslungen fehlte es auch nicht. Besuche von Bekannten durften, wie schon erwähnt, angenommen werden; dieser Besuch wurde dann gewöhnlich mit der ganzen Corona bekannt gemacht. An schönen Sonntagen erschienen häufig höhere Offiziere mit ihren Damen aus Danzig, die sehr interessiert das Idyll in Augenschein nahmen. Eines Morgens zog eine größere, den ganzen Hof füllende Abteilung Militär ein, deren vorgeführte Offiziere zu Pferde den Soldaten die auf die einst wichtige Festung bezüglichen geschichtlichen Daten erklärten.

Uebertretungen der „Hausordnung“ werden durch die Militärbehörde geahndet und disziplinarisch bestraft; solche Strafen können sein: Beschränkung der Freizeit, die auf andere als die gemeinsamen Freistunden gelegt werden kann; der Delinquent muß das sonst gemeinsame Mahl allein einnehmen; Einschließung in seinem Zimmer oder dergleichen. Eine Zeitlang wurden alle Inhafteten abends von dem die Wache habenden Unteroffizier eingeschlossen, wozu die Türen von dem Aufgange zu den Zellen, mit mächtigen, neuen Vorhängeschlössern versehen wurden.

Täglich zweimal verteilte der sehnlichst erwartete Briefträger die Post persönlich den einzelnen Adressaten; der Aufnahme der abzusendenden Briefschaften diente ein am Eingangstor angebrachter Briefkasten. Doch auch hierin fand gelegentlich einer Straffestsetzung eine Aenderung statt. Der Briefkasten wurde entfernt, die Briefschaften vom Feldwebel, nicht mehr vom Postboten, den einzelnen Empfängern zugestellt, wohingegen diese ihre abzusendenden Briefe gleichfalls dem Feldwebel übergeben mußten.

Als eine Strafe, etwa wie die der Gefängnishaft, kann der Aufenthalt in einer „Festungstuben-Gefangenenanstalt“ wohl kaum angesehen werden; man kann diesen Aufenthalt eigentlich nur als Geldstrafe auffassen, da jeder Inhaftete alle seine Bedürfnisse aus eigener Tasche bezahlen muß. Daß diese Bedürfnisse aber dort auch ziemlich umfangreiche sein können, läßt sich aus den Summen erkennen, die zuweilen dort gebraucht werden. —

## Pelzjäger und Pelztiere.

Von J. Wiese.

In der Nähe des Äquators bedürfen die Naturvölker für den Körperschutz nur weniger, meist der Pflanzentwelt entnommener Stoffe, denen man kaum den Namen Bekleidungsstücke geben kann. Je weiter entfernt sie aber von diesen Gegenden wohnen, um so zwingender wird in ihnen das Verlangen nach umhüllenden, wärmenden und dauerhaften Stoffen, wie die Tiere solche in der behaarten Haut ihnen darbieten. Die Natur selbst, die den Menschen in so manchen Beziehungen, begünstigt, hat ihn jedoch, was den Schutz gegen die Kälte anbetrifft, vernachlässigt und gezwungen, sich der Haut und des Pelzes der besser geschützten Tiere zu bemächtigen. Seine Industrie hat ihm die Mittel in die Hand gegeben, die verschiedenartigsten Kleidungsstücke, die leichtesten wie die dicksten anzufertigen; aber das hat seine Vorliebe für das wirkliche Tierfell nicht gemindert; dessen Verbrauch ist seit jener weit zurückliegenden Zeit, wo die prähistorischen „Wilden“ die Tiere niederschlugen, um sich mit ihren Fellen zu bekleiden und ihr Fleisch zu verzehren, fortwährend gestiegen. Die Tiere, die uns die Felle liefern, sind sehr zahlreich und die Jagd auf sie wird wegen der immer wachsenden Bedürfnisse der Industrie mehr und mehr eine geradezu mörderische. Allein in London wurden vor drei Jahren aus Amerika, Australien und einem Teile Asiens nahezu 7 Millionen Felle importiert. Wenn man zu dieser Ziffer die Produkte Rußlands und Sibiriens hinzufügt, so kann man die Zahl der in einem einzigen Jahre massakrierten Tiere auf mindestens 12 Millionen schätzen. Und solche Hexatomben sind seit Jahrhunderten geopfert worden. Der Katalog der Pelztiere umfaßt mehr als vierhundert Arten; um das heute für die „Bedürfnisse“ der Mode notwendige Quantum zu liefern, werden alle Länder der Welt mit zur Aussteuer herangezogen. China liefert die Tibetziege und die Zobel, Japan die Marber und die Dachse, Peru und Chile die Cinchilla, Australien und Amerika das Opossum, das in der Statistik die zweite Stelle einnimmt, und von dem in London im Jahre 1898 mehr als 1 300 000 Felle verkauft worden sind. Aber hauptsächlich aus der nördlichen Zone Nordamerikas und des russischen Reiches, besonders aus Sibirien, kommt die größte Anzahl der schönsten und kostbarsten Pelze.

In ihrer ganzen Breite, zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ozean, sind die nördlichen Teile beider Welten von einem ungeheuren Walde bedeckt, den nur vereinzelt Nomadenstämme durchstreifen. Diese ungeheure Strecke, deren Ausdehnung diejenige Europas mehrmals übersteigt, ist das Land der Felle. Hier kommen fast alle Arten vor, obwohl nicht immer in gleicher Qualität. Im allgemeinen kommen die schönsten Felle aus den kalten Gegenden, und man hat bemerkt, daß in den strengsten Wintern die Pelze von ganz besonderer Güte sind.

Der Pelzhandel des amerikanischen Nordens beginnt mit der Entdeckung Kanadas im Jahre 1534. Als Jacques Cartier dieses Land für Franz I. in Besitz nahm, war bereits die Erwerbung kostbarer Pelze einer seiner ausgesprochenen Beweggründe. In England trat im Jahre 1553 die erste Pelzhandelsgesellschaft ins Leben, doch begnügte sich dieselbe damit, Rußland und

das angrenzende Sibirien auszubenten, bis die Königin Elisabeth die Einfuhr fremder Pelzwaren verbot und dadurch die Gesellschaft zwang, auf alle weiteren Unternehmungen zu verzichten.\* In Frankreich dagegen feierte die Mode der Pelzwaren infolge der Entdeckung Kanadas einen neuen Aufschwung, und die Leidenschaft, kostbares Pelzwert zu besitzen, wurde bald eine allgemeine. Unternehmende französische Jäger, die die Küsten des neuentdeckten Landes besuchten, wurden die ersten Begründer des überseeischen Pelzhandels. Die großen Gewinne, die dieselben erzielten, blieben aber in Frankreich nicht lange ein Geheimnis, und reiche Spekulanten nahmen bald den Alleinbetrieb dieses Handelszweiges für sich in Anspruch. Ueber die Preise, die die Pelze im europäischen Handel besaßen, ließ man natürlich die kanadischen und besonders die indianischen Jäger im Dunkeln, ein Prinzip, dem die Pelzkompanien vom Anbeginn des Pelzhandels bis zur Jetztzeit treu geblieben sind. Besonders die Hudsons- und später die mit ihr vereinigte Nordwestkompanie leisteten hierin das denkbar Möglichste. Man tauschte die Pelze gegen Erzeugnisse europäischer Industrie ein und lieferte den Jägern eine Flinte für 40 Biberfelle, ein Messer für 6, 1 Pfund Pulver für 3 usw. Bei dem wilden und wüsten Abenteuerleben, dem sich die meisten kanadischen Pelzjäger ergaben, gerieten dieselben auch bald schuldenhalber in Abhängigkeit von den Händlern, die das ganze Gebiet durchstreiften und an günstigen gelegenen Stellen Forts und Handelsstationen errichteten. Zwar war den Händlern von selten ihrer Gesellschaften verboten worden, den Jägern geistige Getränke zu verkaufen; in Wahrheit stand dieses Verbot aber nur auf dem Papier, und selbst die Neuzeit hat wenig oder gar nichts an diesen Verhältnissen geändert. Die Unterhändler treiben auch heute noch den Handel mit Spirituosen, teils im Interesse und mit Wissen ihrer Gesellschaft, teils auf eigene Rechnung, und erlürigen dabei Gewinne, weit höher als ihre Vorgesetzten erzielen, obgleich letztere häufig 500 Prozent verdienen. Wie die indianischen Pelzjäger bei diesem Ausbeutungssystem fahren, bedarf wohl keiner weiteren Erörterung. Im Tauschhandel mit den indianischen Jägern hielt man an dem Grundsatz fest, für die kostbaren Pelze verhältnismäßig weniger zu zahlen als für die geringeren Sorten, wodurch wenigstens die Ausrottung der edleren Pelztierarten verhindert wurde. Die Preisliste, nach der gegenwärtig die Händler der Hudsonsbah-Kompagnie mit den indianischen Jägern verkehren, ist folgende:

1 Flinte . . . . .	für	15	Biberbälge
1 Dugend Messer . . . . .	"	3	"
1 Axt . . . . .	"	2	"
1 Anzug, je nach der Verdrämung . . . . .	"	6-8	"
1 Pfund Pulver . . . . .	"	15	"
1 wollene Decke . . . . .	"	4	"
1 Kamme . . . . .	"	1	"
1 Spiegel . . . . .	"	1	"
1 Pfd. Perlen . . . . .	"	1	"
1 Pfd. Tabak . . . . .	"	2	"

Dabei gilt ein schwarzer Fuchs = 20 Biberbälgen, 1 Silberfuchs = 2 usw.

In Amerika liegt der Pelzhandel zum großen Teile in den Händen mächtiger Gesellschaften. In Alaska haben zwei amerikanische Firmen ihr Operationsfeld, in Kanada die bekannte Hudsonsbahgesellschaft. Diese Finanzgesellschaft besaß früher ungeheure Gebiete, die bei weitem größer als Deutschland waren, auf denen sie das alleinige Jagdrecht hatte. Heute sind in der ganzen Ausdehnung Kanadas die Jagd und der Handel frei; aber tatsächlich hat die Hudsonsbahgesellschaft durch die Macht ihrer Organisation ihr Monopol behalten. Außer diesen großen Firmen arbeiten zahlreiche Trapper auf eigene Rechnung, und eine Menge Händler wagt sich bis in die unzugänglichsten Gegenden des Nordens, um die Fellvorräte jener direkt zu kaufen. Im Norden Amerikas wird die Jagd von Indianern und jenen uns aus

den Erzählungen unserer Kindheit so wohl bekannten Trappern ausgeübt, die ihr Leben völlig im Walde verbringen.

Sobald der erste Schnee gegen Mitte Oktober fällt, dringen die Jäger in den Wald ein. Sie führen einen Schlitten mit sich, den Hunde oder sie selbst ziehen; auf diesen Schlitten ist alles für das Leben in der Einsamkeit notwendige Material geladen: Decken, Munition, Fallen, bisweilen ein Bett. Lebensmittel sind wenig oder gar nicht vorhanden, die getöteten Tiere liefern die Nahrung: der Fuchs, der Hase, die Robben, der Biber und besonders das Elentier. Ihnen erscheinen alle Tiere des Waldes ehbar. Auf dem Jagdgebiete angekommen, richten sie sich unter einem Zelte oder in einer in dieser Einsamkeit isoliert gelegenen Hütte „häuslich“ ein. Von hier aus unternimmt jeder weite Expeditionen, um die Fallen aufzustellen und sie zu untersuchen. Niemals hat er Ruhe, unaufhörlich muß er seine Geräte überwachen, um nicht die Frucht seiner Arbeit zu verlieren. Der Bielfraß schleicht ihm nach, gleich ihm um die Falle streichend, bereit, jedes Tier zu erfassen, das sich durch den Köder locken ließ. Die Fanggeräte werden bisweilen auf 40 Kilometer lange Linien verteilt; sie aufzustellen und mit Ködern zu versehen, erfordert mehrwöchige Arbeit. Diese Arbeit und diese Märsche müssen bei einer Kälte von 40-50 Grad, bei furchtbaren Schneestürmen zurückgelegt werden, die den Ausblick auf wenige Schritte schwierig machen.

Gegen Ende des Winters verschwinden gleichsam wie auf Verabredung die meisten Tiere, und in diesem Zeitpunkte beschäftigen sich die Trapper einzig mit dem Fange der Biber mittels der unter das Eis gelegten Netze. An jeder dieser Fallen ist ein Glöckchen am Ufer angebracht. Sobald das Tier in die Reuse bringt, bringen die Anstrengungen, die es macht, um frei zu kommen, den Meldeapparat in Bewegung, sofort eilt der Jäger herbei, zieht die Falle heraus und tötet das Tier.

Bei Tauwetter beginnt eine neue Periode der Tätigkeit mit der Ankunft des Bären. Nach und nach kommen der furchtbare Grizzly und der schwarze Bär aus ihren Winterschlupfwinkeln heraus, und täglich wird auf die Tiere, die man vielfach in Fallen fängt oder mittels Strichninn vergiftet, Jagd gemacht.

Sind die Jagden beendet, so schreiten die Trapper zum Verkauf der Beute. Die Indianer Kanadas bringen ihre Pelze meist in die „Forts“ der Hudsonsbahgesellschaft. Diese Niederlassungen sind Faktoreien, in denen die Eingeborenen die Felle der gefangenen Tiere gegen Munition, Waffen und die notwendigsten Bedürfnisse austauschen. Sie bilden die ersten Konzentrationszentren für den Pelzhandel. Geld erhalten die Pelzhändler fast nie, Münzeinheit ist hier gewöhnlich ein Stück Leinwand, so daß der Gewinn der Indianer nach so und so viel Leinwandlagen berechnet wird. Die Felle werden dann in kleine Ballen vereinigt und auf dem Wasserwege, der oft unter großen Gefahren zurückgelegt wird, und zuweilen 2 bis 3 Monate währt, nach dem Hauptdepot geschafft; von hier aus findet erst die Einschiffung der Ballen nach London statt.

Sehr interessant ist die Art und Weise, wie die Indianer auf das kostbarste Pelztier des amerikanischen Nordens, den Seeotter, Jagd machen. Der Seeotter findet sich besonders zahlreich an der Nordwestküste und auf den Inseln Alaskas. Schon die unter Führung Cooks ausgerüstete Expedition nach einer Westseite Amerikas erwarb eine Unmenge kostbarer Seeotterbälge durch Tauschhandel, also wahrscheinlich fast umsonst, und verwertete dieselben mit ungeheurem Gewinne in China. Im Jahre 1800 verkaufte man in Kanton die Seeotterbälge mit 400-600 Mark, die Ruten mit 40-100 Mark. Infolge der eifrigen Nachstellung ist aber der Otter selten geworden, und die Preise sind fast um das Doppelte gestiegen. Die Otterjagd geschieht meistens in Rähnen und wird hauptsächlich nur von den ein-

geborenen roten Jägern der Nordwestküste, und besonders von den Aleuten betrieben. Im Frühjahr begeben sich hunderte von Booten auf den Otternfang in die hohe See hinaus. Sie teilen sich in verschiedene Abteilungen von je 15 bis 20 Rähnen. Sobald sich nur der Kopf eines Seeotters zeigt, trifft ihn auch schon ein wohlgezielter Pfeilschuß; das Boot von dem der Schuß kam, folgt sofort dem Tiere, während die anderen einen Kreis bilden, der das angeschossene Tier zum Mittelpunkt hat. Taucht nun der Otter wieder empor, so geben sämtliche Jäger ihre Pfeilschüsse ab, bis das Tier verendet im Wasser schwimmt und ins Boot gezogen wird. Im Winter ziehen sich die Otter auf die einsamen Inseln der Westküste zurück, wo sie in Schluchten und Felspalten ihren Schlaf halten. Der Jäger sucht sich dann unbemerkt an das schlummernde Tier heranzuschleichen und tötet es durch einen Büchsenenschuß, bevor es erwacht. Bei der tosenden See und den furchtbaren Schneestürmen, die in der kalten Jahreszeit über die Inseln dahinströmen, ist diese Jagd auf den abschüssigen, glatten Felsen lebensgefährlich und erfordert ungewöhnlichen Mut und große Geschicklichkeit. Der rote Jäger des Nordens aber kennt keine Furcht: in der einen Hand die Büchse, in der anderen die erlegten Tiere, springt er von Fels zu Fels, und selten kommt es vor, daß ein indianischer Otternjäger bei der Jagd verunglückt.

Im nördlichen Asien wird die Jagd auf Pelztier hauptsächlich von den Völkerschaften ausgeübt, die sich inmitten der Wälder und an der Küste des nördlichen Eismeeres niedergelassen haben: den Thrianen, den Ostiaten, den Samojeden, den Tungusen, den Jakuten und den Tschutschen. Freilich sind auf den von ihnen bewohnten Gebieten, in denen ehemals die Pelztierjagd blühte, in den letzten Jahren Nachrichten über den Rückgang dieses Erwerbszweiges gekommen, der Jahrhunderte hindurch der Bevölkerung sonst dürftiger Gegenden Auskommen und oft reichlichen Lebensunterhalt verschafft hat. Freilich haben die Händler zu allen Zeiten das Fett abgeschöpft, und in den meisten Fällen auch die Einwohner zu der unverständlichen und schädlichen Ausbeutung ihrer Naturkräfte verleitet. Das ist um so bedauerlicher, als das nördliche Asien Spezialitäten hat, die in solcher Qualität und in solchem Reichtum nirgends beobachtet werden. So trifft man nur in Sibirien das Kilinski und die prächtigsten Zobeltiere. Der Bielfraß, der in anderen Regionen mit einem wenig wertvollen Fell bedacht ist, ist nur in diesem Lande mit einem sehr feinen schwarzen Fell bekleidet, und nur in Kamtschatka tragen die roten Füchse ein Fell von außerordentlich feinem Haar und glänzender Färbung. Sibirien liefert außerdem eine große Menge anderer Füchse, besonders die weiße Wbart des Polarfüchses, der die Küsten des nördlichen Eismeeres bevölkert. Unter den Tierarten, die aus jener Gegend kommen, erwähnen wir noch den Wolf, den Hasen, das Hermelin, das Eichhörnchen, das Grauwert im Wörterbuch des Fellhandels. Wie in Kanada zwischen Händlern und Trappern die Einheit das Biberfell bildet, so hat sich in den Wäldern des Urals ein ähnlicher Brauch erhalten. In diesen, außerhalb der Zivilisation gebliebenen Distrikten, ist die Münzeinheit das Grauwert; die Eingeborenen schätzen dort den Wert ihrer Einkäufe nach Eichhörnchenfellen. Oft unternehmen sie der Pelztierjagd halber Streifereien und Wanderungen, die denen amerikanischer Pelzjäger nicht nachstehen.

In neuerer Zeit gelangt bei ihnen auch die Flinte mehr und mehr zur Verwendung, ohne jedoch Bogen, Pfeile und die Fallen ganz verdrängen zu können. Des teuren Pulvers und Bleies wegen führt man mit Vorliebe kleinkalibrige, an und für sich herzlich schlechte Duntens, Stein-, und Schlagfahrbüchsen, gebraucht aber die mannigfachen Gewehre mit großem Geschick. Eine born am Rangschafte befestigte Gabel, die

zum Auflegen dient, fehlt keiner Büchse und ist für Luntengewehre unerlässlich. Schrotflinten verwenden die Beamten und wohlhabenderen Einwohner der Städte, nicht aber die Eingeborenen, die durch die Jagd erwerben wollen und das Pulver sozusagen kornweise abmessen. Wenn der erste Schnee gefallen ist, treten einzeln oder zu fünfen ihre Jagdzüge an. Jeder von ihnen trägt außer Gewehr und Schießbedarf einen Sack auf dem Rücken, Schneeschuhe und ein Beil auf der Schulter, sowie eine Peitsche im Gürtel. In den Sack tut man die unerlässlichsten Nahrungsmittel, Brot, Speck und Zigaretten, und die not-

wendigsten Kochgerätschaften. Die Peitsche dient dazu, Marber und Eichhörnchen durch das Klatschen aufzutreiben und so vor das Auge zu bringen. Vier bis sechs Hunde begleiten die Jäger. Diese unscheinbaren, aber klugen Gehilfen nehmen nicht nur jede Wildfährte auf, sondern eräugen auch mit Sicherheit die in den Bäumen versteckten Eichhörnchen und Marber, verbellern sie und halten sie so lange fest, bis der Jäger zur Stelle ist. Dieser naht, legt seine Büchse in einen Ast, zielt lange und gibt endlich Feuer. Meist sucht der Schütze die Kugel durch eines der Augen der Tiere zu jagen, denn hierdurch hat er nicht nur ein unverletztes Fell erbeutet, sondern er kann auch den

Waidholzen, den er von dem Bleidraht, welchen er mit sich führt, abgebissen und geladen hat, nochmals verwenden. Unmittelbar nachdem er sich des gefallenen Wildes bemächtigt hat, streift er es ab und bricht die Hirnschale auf, um den Bolzen wiederzuerlangen; er tut dies mit einer größeren Schnelligkeit, als das Zielen und Abfeuern. Fell und Körper birgt er gesondert im Rucksack; denn der Körper soll ihm zur Abendmahlzeit eine kräftige Fleischbrühe liefern.

Kommt man in eine wildreiche Gegend, so verweilt man länger daselbst und bezieht vorgefundene Jägerhütten, sonst sind die Jäger ge-

loch tragen und den Fallhölzern ihre Bahn anzuweisen.

Diese Hölzer bestehen aus zwei nebeneinanderliegenden und unter sich zusammenhängenden Baumstämmen von mäßiger Länge und Stärke. Ein langer Hebel wird über das Querholz gelegt und hält die an seinen kurzen Armen angelegten Fallhölzer in der Schwebe, während ein von einem langen Arme ausgehendes Seil mit jedem Stellpflock die Verbindung herstellt. Letzterer ist ein kurzes, an dem einen Ende gegabeltes, an dem anderen zugespitztes Zweigstück und wird mit der Gabel gegen den einen geterbten Pfahl, mit der



„ne Idee höher.“ Nach dem Gemälde von Theodor Funck.

zungen, die Nacht über gewissermaßen in Schneehöhlen sich einzugraben und durch die Wärme eines angezündeten Feuers die Kälte ertragbar zu machen. In der Umgebung der Hütten wird selten geschossen; dort werden die Tiere meist in Schlagfallen gefangen und mit selbstschießenden Bogen getötet. Die Einrichtung einer solchen Schlagfalle ist etwa folgende: quer über größere Plätze des Waldes, die eine freie Aussicht gewähren, wird ein niedriger und wenig auffälliger Zaun gezogen, in der Mitte aber befindet sich ein Durchgang, wenn der Zaun länger ist, auch wohl zwei oder drei. Jeder Durchlaß ist seitlich von zwei eingeschlagenen Pfählen begrenzt, die oben ein Quer-

Spitze gegen ein anderes längeres Pflockchen gestemmt, das seinerseits an dem anderen Pfahle eine Stütze findet. Bei dem leisesten Druck fallen beide Pflockchen aus ihrer gegenseitigen Lage nach unten oder oben auseinander. Wenn die Falle „hänglich“ gestellt worden ist, belegt man die Stellhölzer mit vielen dünnen, leichten Zweiglein, nicht gerade, um sie zu verdecken, als vielmehr um eine größere Berührungsfläche zu schaffen. Tritt nun ein Tier auf eines dieser Hölzchen, so fallen beide auseinander, und die Falle stürzt zusammen, das Tier unter sich schlagend. Stellt man auf Marber oder Zobel, so legt man oft noch einen Köder in die Falle.

Spitze gegen ein anderes längeres Pflockchen gestemmt, das seinerseits an dem anderen Pfahle eine Stütze findet. Bei dem leisesten Druck fallen beide Pflockchen aus ihrer gegenseitigen Lage nach unten oder oben auseinander. Wenn die Falle „hänglich“ gestellt worden ist, belegt man die Stellhölzer mit vielen dünnen, leichten Zweiglein, nicht gerade, um sie zu verdecken, als vielmehr um eine größere Berührungsfläche zu schaffen. Tritt nun ein Tier auf eines dieser Hölzchen, so fallen beide auseinander, und die Falle stürzt zusammen, das Tier unter sich schlagend. Stellt man auf Marber oder Zobel, so legt man oft noch einen Köder in die Falle.

Neben diesen Schlagfallen wenden Samo- jeden und Ostjaken mit Vorliebe Selbstschüsse an, die sie mit Bogen und Pfeilen oder selbstwirkender Armbrust herzurichten wissen. Der den Selbstschuß versendende Bogen ist sehr stark, der tödende Pfeil trefflich gearbeitet, das Nordwerkzeug daher in hohem Grade gefährlich und auch für unachtsame Menschen immerhin bedrohlich. Sinnreiche Vorrichtungen halten den Bogen in Spannung, ihn und den Pfeil in richtiger Lage. Ein aus Holz gefertigter Schnepfer bringt ersteren zum Abschnellen, sobald eine quer über den Wechsel gespannte Schnur berührt wird. Um den Pfeil so zu richten, daß er das Herz des betreffenden Wildes durchbohrt, bedient man sich eines der Größe des Tieres entsprechenden säulenartigen, oben durchbohrten Holzes, das, wenn es auf den Wechsel gestellt wird, durch die eingebohrte Oese genau die Herzhöhe des laufenden Vierfüßlers anzeigt, und eines Maßes, das die wagerechte Entfernung des Herzens vom Schlüsselbein angibt, dem Jäger also die erforderliche Entfernung des Zielpunktes vor der Abgangsschnur bezeichnet. Da alle Eingeborenen die verschiedenen Wildfährten genau kennen, stellen sie den Selbstschuß nur dann vergeblich, wenn ein anderes, in der Größe wesentlich abweichendes Tier den Wechsel desjenigen einhält, dem der Pfeil zugebracht war.

Diejenigen Mandtschurenstämme, die noch nicht von der chinesischen Kultur beledt sind, fangen zwar auch den Zobel in Fallen, jagen ihn jedoch noch lieber mit ihren primitiven Gewehren oder Bogen und Pfeilen, in deren Handhabung sie Meister sind. In der Regel ist dieses aber nicht der gewöhnliche mandtschurische Bogen, sondern eine Art Katapult, den sie den Bogelbogen nennen. Der Jäger schießt damit hartgebrannte Lehmkugeln oder Eisenstücke nach dem Kopfe des Tieres, die dasselbe betäuben, wenn sie es nicht sofort zu töten vermögen. Die Felle bringen die Jäger nach der nächsten Stadt, sobald die Jagdzeit zu Ende gegangen ist. Meist hat der Jäger sich kontraktlich verpflichtet, einem Kaufmann alle Felle einzuliefern, der ihm einen Durchschnittspreis dafür bezahlt und gewöhnlich schon einen Vorschuß zum Einkauf der Nahrungsmittel, die der Jäger mit auf seine Jagden im Urwalde nehmen mußte, gegeben hat.

Infolge der erbarmungslosen Nachstellungen des Menschen ist auch in Sibirien eine rasche Abnahme der Pelztiere, besonders des Zobels, zu beobachten. Bei dem Einbringen der Kosaken in jene Gegenden, in denen die Zobel leben, war die jährliche Ausbeute in kostbaren Fellen eine sehr erhebliche, wenn auch die Angabe über ihre Anzahl, die uns darüber geworden sind, zum Teil übertrieben sein mögen. Am Ende des ersten Vierteljahres eines Eroberungszuges in Sibirien konnte Jarmak an den Zaren bereits 24 000 Zobelfelle als Tribut schicken, und doch war er erst bis Sibiz (das den weit ausgedehnten Gebieten den Namen Sibirien gegeben hat), also bis in die Nähe der heutigen Stadt Tobolsk vorgebrungen. Jedoch schon in der nächsten Zeit muß Rußland eine weit größere Zahl von Zobelfellen von den Sibiriern als Tribut empfangen haben. Dies läßt sich schon daraus folgern, daß Zar Theodor Iwanowitsch in Ermangelung an barem Gelde

seinem Verblüdeten, dem Deutschen Kaiser, als Unterstützung für den Krieg mit den Türken viel Pelzwerk nach Wien sandte, worunter nicht weniger als 40 000 Zobelfelle sich befunden haben sollen.

Den eingeborenen Jägervölkern Sibiriens scheint der Zobel bei seinem damals recht häufigen Vorkommen nicht allzuviel wert gewesen zu sein. Erst der Bedarf und die sich ständig zeigende und steigende Nachfrage des Auslandes hat sie den Wert des kostbaren Pelzwerkes immer mehr erkennen lassen. So wird uns erzählt, daß die Bewohner der vom Jenissei durchflossenen Ländereien, die Tungusen, ihre Schneeschuhe mit Zobelfell besetzt hatten. Damals war es noch die Zeit, in der die Eingeborenen einen eisernen Kessel mit Zobelfellen angefüllt, bezahlten.

Schuld daran, daß die Tiere heute immer seltener werden, sind aber nicht allein die eingeborenen Jäger, sondern auch die Promtschlemüts oder eingewanderten Pelzjäger, die ohne jede Schonung nur dem Geldverdienst nachgehend, die kostbaren Pelztiere auf jede Art und Weise in ihren Besitz zu bekommen suchen und deren Bestand hierbei naturgemäß arg dezimiert haben. Im Jahre 1836 kamen auf den Jahrmarkt in Irkutsk 18 000 Felle, im Jahre 1892 nur noch 80 Stück. Im Gouvernement Jenissei erhielt früher die Regierung 2000, im Jahre 1895 nur noch 300 Felle als Tributsteuer. Alasta lieferte früher im Jahre 21 000 Felle durch die Alastakompagnie nach London, das auch für den Pelzhandel zur eigentlichen Zentrale für den Weltmarkt geworden ist. Jetzt dürfte die Zahl der Zobelfelle kaum noch 5000 betragen.

Aber nicht nur auf die Landtiere erstreckt der Mensch seine Tätigkeit, sondern auch auf die Tiere des Meeres. Besonders ist ein Tier durch seinen Pelz von außerordentlicher Bedeutung für den Weltmarkt geworden: der Seebär. Mitten im Beringmeer liegt eine Inselgruppe, die Briblowinseln. Diese Inseln sind das Hauptquartier und der Brutplatz der Seebären. Anfang Mai finden sich die ersten Männchen dort ein. Nach und nach kommen Tausende und Aber-tausende Männchen ans Land und wählen sich einen zusagenden Standplatz. Jedes Tier behauptet eine etwa zehn Quadratmeter große Fläche und verteidigt dieselbe gegen einen späteren Eindringling. Besonders diejenigen, die ihren Platz dicht bei der See gewählt, haben täglich heiße Kämpfe mit neuen Ankömmlingen zu bestehen; diese enden häufig genug mit dem Tode eines oder beider Kämpen. Um die Mitte des Juni kommen die ersten Weibchen ans Land. Sie gesellen sich den Männchen zu; dabei kommt auf ein Männchen gewöhnlich eine größere Anzahl von Weibchen; ja, einzelne starke Tiere sammeln einen Harem von 40—50 Stück um sich, junge männliche Seebären dagegen leben bis zum Alter von 5—6 Jahren als Junggesellen. Zu dieser Kategorie kann man gut die Hälfte aller Tiere rechnen; sie halten sich stets von den erwachsenen männlichen und weiblichen Tieren getrennt und durchschwärmen die Inseln, auf denen sie förmliche Steige ausgetreten haben. Sie allein sind es, denen man ihres Pelzes wegen nachstellt. Die hauptsächlichsten Jagdplätze befinden sich auf St. Paul, wo an einem Tage 40—50 Jäger 2- bis

3000 junge Männchen in einem sogenannten Treiben erschlagen. Die Körper der Tiere bleiben an Ort und Stelle, der Fäulnis überlassen, liegen, bis sich an einem solchen Schlachtplatz die Schicht der Leichname nach zwei bis drei Jahren mit einer dünnen Kruste von Humus überdeckt. Als man in der Stadt von St. Paul einmal einen Brunnen graben wollte, hatte man bereits auf vier Meter die vollkommen und teilweise verwesten Leichen von Seebären durchgraben, ehe man auf natürliches Erdreich kam. Wenn die Jagdzeit Mitte Juni gekommen ist, sucht eine Anzahl von Männern eine Herde von jungen Männchen von der See abzuschneiden und treibt dieselben dann vor sich her, bis sie auf einem passenden Schlachtplatz angelangt sind. Man kann sie ungefähr stündlich zwei bis drei Kilometer vorwärts treiben, muß sehr häufig Ruhepausen eintreten lassen, damit die Tiere sich abkühlen können. Dies geschieht nicht etwa aus Menschlichkeit, sondern einfach aus dem Grunde, weil das Pelzwerk Schaden leidet, wenn die Tiere sich zu sehr erhitzen.

Sobald die Treiber den Tieren einen Augenblick Ruhe lassen, fallen diese schwerfällig zusammen, indem sie nach Luft schnappen. Nach einiger Zeit geht dann die Treiberei wieder los. Eine große Anzahl von Tieren bleibt schon auf dem Marsche erschöpft liegen und wird mit Keulen erschlagen. Die anderen läßt man, nachdem sie den Schlachtplatz erreicht haben, wiederum eine Zeitlang sich abkühlen und schreitet dann zu einem grausamen Massenmord. Mit langen Stöcken oder Keulen aus Eichen- oder Walnußholz werden die wehrlosen Tiere in kurzer Zeit zu Hunderten und Tausenden erschlagen. Wenn sich in der ganzen Schar nichts mehr rührt, schreitet man zum Abhäuten der getöteten Tiere. Den Bauch entlang, um die Schnauze und die Hinterbeine herum wird mit einem scharfen Messer ein Einschnitt gemacht und dann die Haut abgezogen. Die Vorderbeine werden ausgeschnitten. Die Arbeit geht so schnell, daß ein einzelner Mann in einer Stunde 15—20 Tiere abhäutet. Die jährliche Ausbeute an Fellen beträgt auf den Briblowinseln etwa 100 000 Stück. Das Fleisch der ganz jungen Tiere dient den Bewohnern zur Nahrung, nachdem sie es von allem Speck befreit haben; es soll ebenso schmackhaft wie Rindfleisch sein. Die Wälgel werden auf Wagen nach dem sog. Salzhaufe gebracht. Hier werden die Felle mit den Haarseiten aufeinander geschichtet, zwischen Salzlagen aufbewahrt. So müssen die Felle zwei bis drei Wochen liegen bleiben, worauf sie herausgenommen und zu je zweien mit den Haarseiten nach außen zusammen gerollt, zum Verschiffen fertig gemacht werden. Die Hauptmärkte für die rohen Felle sind New York und London. Der Preis eines guten Felles, vollkommen zubereitet, schwankt zwischen 120 und 160 Mt., so daß die Sommerarbeit auf den Briblowinseln eine ganz außerordentliche Summe repräsentiert, die im wesentlichen der amerikanischen Kompagnie, die die Jagd ausübt, zugute kommt.

Außer auf dem Londoner Pelzwarenmarkt finden große Verkäufe von Rauchwaren in Leipzig, Kopenhagen und auf der Messe von Nishnij Nowgorod statt. —

## Das Glückskind.

Eine Kindergeschichte von Karl Schönherr.

Bei der Pflegefrau auf dem Lande wuchs Kleinlieschen auf. Wie mager das siebenjährige Körperchen war; was für ein dünnes Halschen; und darauf ein wackeliges Köpfchen; und das fahlblonde, schütterere Haar gab ein Köpfchen so kurz und dünn, wie ein Vogelschweifen zur Mauserzeit. Das dünne Röcklein hatte es schmutzig und fleischig und die Händchen rauh und blau und

schwierig von der Kälte, vom Wassertragen und Reifigsammeln für die alte Pflegefrau.

Ihre zwei weißen Kagen streichelte die Alte und küßte sie sogar. Wenn sie es etwa leugnen will — Nachbarsleute haben es gesehen. Darum gebieten sie so wohl und fett, daß sie sogar das Mausen vergaßen. Abends nach der Milch nahm sie die Pflegefrau mit sich ins Federbett — die Käzchen, die süßen. Das eine legte sie sorgsam zu

Häupten, das andere zu Füßen. Das Kind trock unter die Stiege; dort im Winkel neben der Hühnerstiege hatte es seine Streu.

O Lieschen, warum bist du kein weißes Käzchen geworden!

Wenn der Postbote nicht pünktlich am Monatsersten das Pflegegeld brachte, ging die Alte murrend herum und hob gegen Lieschen drohend den Finger: „O Du böses Pflegekind!“

Ging er auch am zweiten Tage mit seiner großen, lebernen Botentasche am Häuschen vorüber, dann spreizte sie grimmig die knöchigen Fäuste in die Hüften und fuhr Lieschen an:

„Ungeratenes Kind! Was ist mit Dir! Du wirst ja mit jedem Tag böser!“ Und es bekam an dem Tage zur Strafe nichts zu essen.

Kam der Bote auch am dritten Tage nicht, dann fuhr die Alte wie ein Satan in der Stube herum, griff nach Lieschens Pöpschen und zog es hin und her wie ein Uhrenpendel:

„Noch nie hab ich so ein böses Pflegekind gehabt! Und hast Du Dich bis morgen früh nicht von Grund auf gebessert, dann“ — nun kam die größte Drohung — „schicke ich Dich in die Stadt zu Deiner Mutter Schneiderin heim!“

Bei dieser Drohung wurde es Kleinlieschen immer so wohl und warm. Das wollte es ja. Es sehnte sich ja so sehr nach der Mutter, die es niemals gesehen. Viele Nächte lang sehnte es sich und träumte es unter der Stiege von ihr, und faltete die schwieligen Händchen und betete, nur der Postbote solle kein Geld mehr bringen, damit es endlich heimgeschickt würde. Aber am vierten Morgen kam er wieder so gewiß, wie der Tag nach der Nacht und ließ ein bißchen Geld in der Stube zurück; dann war vom Heimschicken nicht mehr die Rede.

Aber Kleinlieschens Herzchen schrie nach der Mutter. Es dachte nach, was es recht Böses tun könnte, um heimgeschickt zu werden. Da nahm es ein Holzschicht und hieb damit auf die weißen Nägelchen los. Als das die Alte sah, wurden ihre Augen groß wie Teller und fingen im Kopfe wie Windrädchen zu drehen an. Sie kniff ihre dünnen Lippen grausam zusammen, bog Kleinlieschen über das Knie und schlug es mit dem Holzschicht immerzu. Dabei fragte sie immer:

„Wirst Du noch einmal die armen Tierlein schlagen . . . noch einmal . . . die armen, armen Tierlein?“ Denn sie hatte Mitleid mit den Tieren.

Aber so weh die Schläge taten und so hoch die blutigen Striemen schwellen, Lieschen sagte immer:

„Ja . . . noch einmal schlag' ich sie . . . und noch einmal,“ damit es ja gewiß heimgeschickt werde; denn sein Herzchen schrie nach der Mutter.

Die Alte schlug, bis ihr vor Müdigkeit das Holzschicht aus den Händen fiel. Dann humpelte sie über die Gasse zum Nachbar hinüber, der morgen mit jungen Schweinchen in die Stadt zu Markte fahren wollte. Den bat sie, er möge das Kind mit den Schweinchen auf den Wagen packen. Dann ging die Alte schlafen mit den Nägelchen, den Füßen; das eine legte sie sorgsam zu Häupten, das andere zu Füßen.

Lieschen kroch in die Streu unter der Stiege, schlang fest die Armechen um das schmutzige Strohkissen und presste und drückte es inbrünstig an sich; gerade so und noch fester wollte sie morgen Muttern umhalsen und sich auch einmal kosen und streicheln und küssen lassen, wie die weißen Nägelchen der Pflegefrau.

Der lange, dünne Schneider Ziegenblüh hüpfte fröhlich in der Stube herum. Er hatte alles, was ein Schneider zu seinem Glücke braucht. Am Tisch beim Strickstrumpf saß die Seinige. Sie war wohlgestaltet, voll und üppig. In der Wiege rechter Hand lag ein jähriger, winziger Ziegenblüh, aber so klein er war, er mederte schon beinahe wie der Vater. Im Gitterbettchen linker Hand lag das fünfjährige Kennchen. Das hatte erst eine schwere Krankheit durchgemacht und war nun wieder im Genesen. Und beide Kinder glichen ihm, dem Vater, aufs Haar. Diese Beruhigung auch noch; und da sollt' ein Schneider nicht hüpfen und fröhlich sein!

„Hab' alles, was ich begehrt,“ mederte er in Lust, hob den Kleinen aus der Wiege und schwang ihn feierlich vor seiner Alten auf und nieder:

„Hier hab' ich einen Er!“ Dann hüpfte er mit seinen langen Spinnenbeinen an das Gitter-

bett und hob das genesende Kennchen heraus: „Hier hab' ich eine Sie . . . bin der Glücksschneider Ziegenblüh!“

Und die Schneiderin sah wonnesam von ihrem blauen Strickstrumpf auf, ließ eine Masche fallen und lächelte in Büchten.

Da öffnete sich ein wenig die Tür. Ein Vater, der mit jungen Schweinchen in die Stadt zu Markte gefahren war, steckte seinen struppigen Kopf herein. Er lugte nach der Frau Meisterin aus, schob dann sachte Kleinlieschen in die Stube und sagte:

„Da hätt' ich so ein' Sach' abzugeben für die Frau Meisterin!“

Dann machte er die Tür wieder zu und ging davon, ohne auf eine Vergütung zu warten.

Nun ließ Frau Meisterin nicht bloß eine Masche, sondern gleich den ganzen Strickstrumpf fallen.

Der Schneider war nicht dumm; ihm ahnte was. Er begann vor Aufregung Daumen und Zeigefinger ineinander zu reiben, als ob er einen viel zu dicken Faden zum Einfädeln hätte.

„Der Gerechte falle siebenmal des Tages,“ begann schluchzend die Schneiderin ihre Beichte. In einer schwülen Kirchweihsonnennacht . . . auf dem Heimwege mit einem Soldaten sei das Malheur passiert . . . achtzehn Monate, bevor sie die wertvolle Bekanntschaft des Meisters Ziegenblüh zu machen die Ehre gehabt. Sie habe ihm das Malheurkind verschwiegen, weil sie vom Herrn Meister Ziegenblüh jede, auch die kleinste Unannehmlichkeit fernhalten wollte.

Der Schneider fuhr in der Stube herum wie der Teufel im Weihbrunnentessel und stieß in langgezogenen Tönen höchster Erkenntnis immer nur die Worte hervor:

„So, so . . . nun geht die Uhr recht . . . so, so . . . so, so . . .“

Er stellte sich keuchend vor dem kleinen Einbringling auf, wie ein böser Ziegenbock, der zu stoßen will, und nagte an der Unterlippe, daß sein Geißbärtchen wagrecht stand. Dann drehte er sich auf dem Absatz herum, riß seine Schildtappe vom Nagel, stürzte aus der Stube und schlug die Tür so heftig hinter sich zu, daß Lieschen von dem Winde beinahe umgeblasen wurde.

Es stand an den Pfosten der Stubentür gelehnt und hatte einen Finger in den Mund gesteckt; denn es war totverlegen und brachte kein Wortlein heraus, weil die Mutter so unfreundlich schaute. Aber endlich faßte Lieschen doch Mut und sagte leise: „Mutter!“

„Du Malheurkind, nenn' mich nicht Mutter,“ fuhr die Schneiderin in die Höhe. „Untersteh' Dich's noch einmal, dann schlag' ich Dich tot!“

Sie riß Lieschen den Finger aus dem Munde und schlug es auf die Hand. Dann stieß sie das Kind in die dunkle Küche hinaus zu den Russen und Schwaben.

Und das war nun sehr traurig, wo sich doch Lieschen von der Pflegefrau hatte blutig schlagen lassen, um zur Mutter heimgeschickt zu werden.

Die glückstillen Schneiderstube widerhallte nun von Streit und Zank.

Der Ziegenblüh saß wild verbissen beim Essen und seine Augen schauten kreuzweise übereinander. Er hatte kaum von der Suppe gekostet, da warf er auch schon den Löffel hin:

„Es ist schon kein' Ordnung mehr in der Welt . . .“

Die Meisterin überflog prüfend den Tisch, ob etwa Messer oder Gabel oder das Salzfaß fehlte.

„Was ist verkehrt . . . es geht nichts mehr der Reihen nach . . .“

„Nichts mehr der Reihe nach,“ fuhr die Schneiderin drein: „Stellst man Dir vielleicht Dein' Mehlspeiß' vor der Suppe auf?“

„Ja . . . ja . . . die heilig' Schrift hat recht . . . die ersten werden die letzten sein . . . nach dem Fünfjährig', nach dem Einjährig' kommt das Siebenjährig'.“

Dann flogen seine kreuzweise gestellten Augen wieder vergleichend zwischen Lieschen im Winkel und der Meisterin hin und her. Bald hingen sie forschend an dem Kinde, dann bohrten sie sich wieder tief in der Meisterin Gesicht

„Kein Gleichnus ist . . . kein Gleichnus,“ fing er dann kopfschüttelnd zu brummen an.

Die Meisterin fragte:

„Und was soll kein Gleichnus sein?“

„Kein Gleichnus . . . keinen Zug hat es von Dir . . . hm . . . hm . . . wem mag es denn nur gleichen . . . so hat es wohl seine Augen . . . und seine Nase . . . war er ein schöner Mann . . . he . . . vielleicht von der Garbe . . . he . . .“

Der lange, dünne Schneider begann vor Eifersucht zu hüpfen:

„Ob er ein schöner Mann war . . . will ich wissen . . . wirst reden . . . he?“

Nun kam sie auch in die Hitze.

„Ja! . . .“ schrie sie ihm in die Ohren. „Ein schöner Mann . . . kein Schneider!“

Da sprang er auf und begann sie zu würgen und mit der Faust nach ihr zu schlagen.

„Du Laster . . . denkst wohl noch an ihn . . .“

Dann riß der Glücksschneider Ziegenblüh wieder seine Schildtappe vom Nagel, stürzte aus der Stube und schlug die Tür hinter sich zu, daß die Fenster klirren.

Die Schneiderin stand da wie begossen und hätte vor Scham und Zorn in die Erde sinken mögen. Nun hatte er sie geschlagen und gewürgt, zum erstenmal seit ihrer Ehe. Nun war es vorbei mit allem Frieden. Sie warf sich hin und begann bitterlich zu weinen.

Kleinlieschen kam aus dem Küchenwinkel herangeschlüpfen und sagte mit den Augen „Mutter!“ Denn mit dem Mund durfte es nicht Mutter sagen.

Aber die Schneiderin hatte nicht Acht auf Lieschens Augensprache; sie weinte fort und fort, daß es sie nur so fließ.

Endlich faßte sich Lieschen ein Herz, zupfte die weinende Schneiderin sachte am Rock und sagte halt doch leise: „Mutter!“

Da fuhr die Schneiderin auf, als hätte sie eine Natter gestochen.

„Hab' ich Dir nicht verboten das Mutter-sagen? Soll der Teufel Dein' Mutter sein!“

Hoch auf loderte ihr Zorn. Das Kind war ja an allem schuld.

„Deinetwegen hat er mich geschlagen und gewürgt, Du Rabentind. Wirst noch einmal Mutter sagen?“

Und sie hieb blindlings auf das Malheurkind los. Lieschen krümmte sich unter den Schlägen und beteuerte:

„Nein . . . Mutter . . . ich sag's gewiß nicht wieder.“

Das Kind verschnappte sich immer.

Die Schneiderin schlug immer ärger zu. Sie riß das Kind an den Haaren, daß ihr ein ganzer Strähn in der Hand blieb. „Wirst noch einmal Mutter sagen?“

„Nein, Mutter, gewiß nimmer!“

Immer verschnappte sich das unborsichtige Kind. Allen Zorn und Scham über ihres Mannes Roheit schlug die Schneiderin in das Malheurkind hinein. Dann stieß sie es wieder in den Küchenwinkel zu den Russen und Schwaben.

Lieschen rieb sich die Augen, aber es konnte nicht weinen.

Da erwachte gerade das kleine Schneiderprinzlein im Gitterbette von einem Schläfchen und seufzte. Im Nu war die Mutter bei ihm, gab ihm gleich einen Löffel voll Himbeersaft und nötigte ihm ein süßes Biskuitchen auf und fing mit ihm an zu kosen und streichelte ihm die dicken Armechen und tat so wunderlieb:

„Mein Liebling . . . mein Einziges . . . mein krankes Süßchen . . . und bist Du erst ganz gesund, dann sollst Du sehen, was ich für Dich Sachen und Säckelchen habe!“ (Schluß folgt.)



### Schlaraffenland.

Nun höret zu und schweigst still,  
Was ich euch Wunders sagen will  
Von einem guten Lande;  
Es bliebe mancher nicht dahel'm,  
Könnt' er dahin gelangen.

Die Gegend heißt Schlaraffenland  
Ist faulen Leuten wohl bekannt,  
Liegt hinterm Zuckerberge,  
Und willst du in das Land hinein,  
Friß dich hindurch die Zwerche.

Der Berg ist schier drei Meilen lang,  
Doch beiß dich durch und tu dir Zwang:  
Gelingt dir's ohne Schaden,  
So findest du die Häuser all  
Gedeckt mit Eierfladen.

Tür und Wänd', das ganze Haus,  
Sind von Lebkuchenteig durchaus,  
Die Sparren Schweinebraten:  
Kauft einer dort um Pfinnigswert,  
Hier gilt es einen Dukaten.

Alle Brunnen sind voll süßen Wein,  
Rinnen einem in den Mund hinein,  
Und andre süße Weine;  
Und wer die gerne trinken mag,  
Der mach' sich auf die Beine.

Um jedes Haus da ist ein Zaun,  
Geflochten von Bratwürsten braun,  
Gebraten und gelotten.  
Es mag sie essen wer da will,  
Sie sind niemand verboten.

Auch fliegen um, das mögt ihr glauben,  
Gebrat'ne Vögel, Gänse und Tauben,  
Und wer sie nicht will fangen,  
Dem fliegen sie von selbst ins Maul,  
Braucht nicht danach zu langen.

Die Säue geraten alle Jahr,  
Laufen herum und sind schon gar,  
Mit Messern in dem Rücken,  
Daß jeder bald ohn' Aufenthalt  
Sich schneiden mag sein Stücke.

Fällt ein Wetter im Sommer ein,  
So regnet's lauter Honigseim:  
Alle die gerne schlecken,  
Die laufen in das Land hinein,  
Da haben sie zu lecken.

fängt es im Winter zu schneien an,  
So schneit es nichts als Marzipan,  
Rosinen auch und Mandeln,  
Und wer die gerne knabbern mag,  
Der hat einen guten Handel.

Auf Tannen wachsen große Krapfen,  
Wie hierzuland die Tannenzapfen,  
Auf fichten wachsen Schnitten,  
Auch kann man von den Birken da  
Gute Speckkuchen schütten.

Auf Weiden wachsen Semmel frei,  
Die Löffel hängen schon dabei,  
Darunter Milchbäch fließen.  
Die Semmel fallen in die Milch,  
Daß sie jeder kann genießen.

Faul' Gefinde, Mägd' und Knecht,  
Sind in dem Land gar eben recht:  
Auf, Gretel dann und Stöffel,  
Macht an den Milchbach euch geschwind  
Mit einem großen Löffel!

Wer tölpisch ist und gar nichts kann,  
Wird in dem Land ein Edelmann,  
Und wer nichts tut als schlafen,  
Essen, trinken, tanzen, spielen,  
Der wird zu einem Grafen.

Wer der Allerfaulste wird erkannt,  
Ist König über das ganze Land  
Und hat ein groß Einkommen.  
Des Landes Art und Eigenschaft  
Das habt ihr nun vernommen.

Wer sich will machen auf die Reif'  
Und selbst den Weg dahin nicht weiß,  
Der mag einen Blinden fragen;  
Ein Stummer ist auch gut dazu,  
Wird ihm nicht unrecht sagen. —

**Orientalische Knöchelspiele.** Wie bei uns zu Lande die Kinder mit Steindchen oder Murmeln sich die Zeit vertreiben, so spielen sie im Orient mit kleinen Knöcheln. Die orientalische Jugend kennt solcher Knöchelspiele mehrere. Da heißt eins „drei Schritte“: man nimmt die Knöchel der Lämmer, fügt dazu, die etwa baumengroß sind. Jeder Spieler teiltnehmer hat einen Knochen, der „Knob“ oder „Würfel“ genannt wird. Das Spiel beginnt damit, daß jeder Spieler seinen „Würfel“ auf die hohe Kante stellt. Dann nimmt einer der Spielenden sämtliche Würfel auf, schüttelt sie zusammen und wirft sie auf den Boden. Der, dessen Würfel dabei zuerst wieder auf die hohe Kante zu stehen kommt, fängt an, die anderen folgen in der Reihe, wie ihre Knochen hingeworfen werden und zum Stehen kommen. Dann stellen sich die Spieler in eine Reihe und werfen ihre Knochen, einer nach dem anderen, fort; der, dessen Knochen am weitesten gefallen, beginnt das eigentliche Spiel. Alle Knochen werden jetzt in einer Reihe aufgestellt. Der Spieler anfänger wirft nun von der Stelle aus, wohin sein Knochen gefallen ist, diesen gegen die aufgestellten Knochen und sucht einen oder mehrere derselben „drei Schritte darüber hinaus“ zu schleudern. Gelingt ihm das, dann hat er die Fortgeschleuderten „gegessen“, d. h. gewonnen. Nun darf er aber auch noch seinen Knochen von der Stelle aus, wohin er gefallen, von neuem gegen die Linie schleudern, und dies so lange wiederholen, wie er „gewinnt“. In den Besitz des Gewinners kommen die Knöchel freilich nicht, sie gehen nach dem Ende des Spiels wieder an ihre Eigentümer zurück. Sieht der Letzte der Werfenden, daß keiner seiner Vordermänner etwas trifft, so darf er seinen Knochen dicht vor die in einer Reihe aufgestellten Knochen stellen, muß aber dabei „darin“ sagen. Kommt die Reihe des Wurfes an ihn, so schleudert er von dieser Stelle aus gegen die Knöchelreihe. Wer geworfen hat, ohne zu treffen, nimmt seinen Knochen wieder an sich; ist aber der Knochen eines Spielers beim Schleudern auf die hohe Kante gefallen, so tritt sein Hintermann rasch hinzu, sagt „1100 Schritt weg“ und schleudert ihn fort, so weit er werfen kann. Wenn der Knochen bei diesem Wurf etwa noch einmal auf die hohe Kante fällt, darf er solange weiter geschleudert werden, bis der Knöchel zum Liegen kommt. Erst von dieser Stelle aus kann sein eigentlicher Besitzer den Knöchel dann wieder gegen die Linie schleudern. Beendet ist das Spiel, wenn alle Knochen „gegessen“, d. h. fortgenommen sind.

Ein anderes Knöchelspiel, dessen Regeln bezüglich der Reihenfolge ähnliche sind, heißt „Festung“; hier sind die Knöchel nicht in einer Linie, sondern etwa im Viereck wie eine Festung aufgestellt. Die Spieler stehen in gleicher Entfernung und schleudern einer nach dem andern ihren Knochen gegen die übrigen. Wer die Festung trifft und zerstört, gewinnt alle Knochen. Bringen dies mehrere zugleich fertig, so wird weiter geworfen, bis ein Knochen auf die hohe Kante fällt. — dg.

**Der Nachweis von Luftströmungen.** Der Ursprung aller in der Atmosphäre vorkommenden Bewegungen und Strömungen ist darin zu suchen, daß die Luft an einzelnen Stellen schwerer ist als an anderen; die Ursache für diese verschiedenen spezifischen Gewichte bildet die ungleiche Temperatur. Wie jedes Gas, dehnt sich auch unsere atmosphärische Luft, wenn sie erwärmt wird, aus; wird sie abgekühlt, so zieht sie sich zusammen. Eine Luftmenge, die bei einer bestimmten Temperatur einen Kubikmeter ausfüllt, besitzt demnach nach der Erwärmung ein größeres Volumen; ein Kubikmeter der erwärmten Luft enthält aber dafür auch weniger Luftmoleküle. Unter dem Druck der Luft verstehen wir nun den Stoß, den die Luftmoleküle gegen die umgebenden Luftmengen ausüben, und da im Kubikmeter kälterer Luft mehr Moleküle enthalten sind, als im Kubikmeter wärmerer, stoßen auch mehr Moleküle auf benachbarte Luftmengen, die kältere Luft hat hierdurch ein Uebergewicht bekommen, und sie bewegt sich infolgedessen gegen die wärmere. Man kann nun diese Luftbewegungen sehr einfach nachweisen. Man beschaffe sich einen gläsernen Kasten, indem man sechs Glasflächen an den Ranten durch Papierstreifen aneinander klebt; es genügt, wenn die Länge des so entstehenden Kastens 40 Zentimeter beträgt, seine Höhe und Breite je 20 Zentimeter. Auf zwei parallel gestellte Holzleisten von etwa 12 Zentimeter Höhe wird der Kastkasten gestellt, so daß er von der Tischplatte die nämliche Entfernung hat. Dann wird unter der einen Schmalseite des Kastens eine kleine Kerze angebracht — um das Glas nicht zu gefährden, nimmt man eine schwach brennende, etwa ein Pfennigterzchen; unter die entgegengesetzte Schmalseite stellt man ein Stückchen Eis. Hierdurch entstehen in dem Kasten zwei Luftschichten von ver-

schiedenen Temperaturen, und sie vollführen lebhaft Bewegungen gegeneinander. Um diese zu beobachten braucht man nur etwas Tabakrauch in den Kasten zu blasen und den vorher abgenommenen Deckel schnell wieder aufzusetzen, man wird dann an dem bläulichen Rauch die Luftbewegungen schön verfolgen können, namentlich wird man sehen, wie am Boden des Kastens die Luft von der über dem Eis befindlichen, also von der kälteren Stelle zu der über der Kerze befindlichen, also wärmeren und leichteren strömt, während am Deckel, wo die Temperaturen sich einigermaßen ausgeglichen haben, auch der Rauch gleich der Luft durch Bewegungen erfolgt, die denen am Boden entgegengesetzt gerichtet sind. Da, wo die verschieden bewegten Luftschichten einander berühren, wird man recht interessante Luftwirbel durch den Tabakrauch markiert finden. — hg.

### Räffelsprung.

gend	ne	Die	Wird:	es	lag'
ten:	tu'	steht,	Nicht	ein	du
bei-	Zu-	Pflicht,	wirft	nach	nle
und	die	nur	er-	du	gen;
be-	So	gend	Zu-	Und	er-
Zu-	Wird	steht,	lagst,	die	bes
ten,	nur	laß	gen,	mat-	bei-
das	Bei-	rich-	dir	Zu-	Schwin-
er-	wahr-	in	geht.	ne	ten
chel.	ver-	dir	ne	Wird	gend-
ein	dir	hast	Zelt	Wurft	sch-

### Kreuz-Rätsel.

```

a a ä
ä b b
b d e
e e e e e e a a a
g g g i i l m m m
m n n n n n n o r
r r r
r r i
r u u

```

Stellt man die obigen 45 Buchstaben richtig untereinander, so ergeben die entsprechenden senkrechten und wagerechten Reihen gleichlautend:

1. Ein physikalisches Instrument.
2. Ein Drama von C. Rossmar.
3. Eine Insektenlarve.

### Auflösung des Diamant-Rätsels.

```

B
P a u
B o r n u
Z r a u n g
S t r a c h e n i n
S c h a c h b i l u m e
B a r n e c h e p i n o g a
S o h l s p i e g e l
P h i l i a t r a
A l i n g e r
Z h o r n
J ä a
a

```

### Auflösung des Lücken-Rätsels.

Portulak — Kohlrabi.

```

R o p e l e n
W o l f a
M o r c h e l
D i t t e
N e u z a l
D r e a n s
G l a u b e r
L e f t i o n

```

(Die Auflösungen der Rätselaufgaben erfolgen in der nächsten Rätselnummer. — Die Namen der Rätsellöser werden nicht veröffentlicht.)

**Nachdruck des Inhalts verboten!**